

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Mitteilungen aus Oldenburg

Oldenburg, 9.1843 - 14.1848 [?]

No. 7, 12. Februar 1848

urn:nbn:de:gbv:45:1-4432

Mittheilungen aus Oldenburg.

Ein vaterländisches Unterhaltungsblatt

ü b e r

alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Vierzehnter Jahrgang.

N^o 7.

Sonnabend, den 12. Februar.

1848.

Theater.

Wallenweber.

Diesem schon vor seiner Aufführung viel besprochenen Drama mag denn nach der ersten Darstellung hier auch noch ein Wort gegönnt werden. Leider läßt sich nicht viel Erfreuliches davon sagen. Wenn ein Mann von Gutzkow's Talent, Scharfsinn und Bühnenkenntniß ein so durchaus verunglücktes Werk aufs Theater bringt, so steht es der erwägenden Kritik wohl an, ist ihr sogar Pflicht zu untersuchen: wie hat das geschehen können? — Denn daß wir eine in allen Theilen verfehlte Arbeit, ein nach den Hauptbeziehungen undramatisches Drama vor uns haben, können wir nicht in Abrede stellen, wir müssen uns den in gleicher Art darüber schon ausgesprochenen Urtheilen anschließen. Gutzkow nennt sein Stück „dramatisches Gemälde aus der Geschichte der Hansa.“ — Warum dramatisches Gemälde? — Sollte er vielleicht geglaubt haben, wenn er den Namen Drama oder Tragödie umginge — so werde man ihm manche Breite und Länge, Mangel an Zusammenhang, Schwäche der Charakterzeichnung eher nachsehen, über manche Lücke, manchen gewaltsamen Sprung sachte weggleiten, die innern und äußeren Unwahrheiten seiner Dichtung milder streng rügen, als wenn er sie mit jenen anspruchsvolleren Titeln bezeichnet hätte? — Zu seiner Ehre will ich nicht glauben, daß er so gerechnet habe. Wår' es aber der Fall, so kann ihm der aus solcher Spekulation erhoffte Gewinn nicht zugestanden werden. Wo der Zeitgeist, wo das Geschick der Länder und Völker den einzelnen Menschen mit erfäßt, die Zustände und Bestrebungen einzelner Staaten und ihrer Lenker mit in seine allmächtigen Kreise und Wirbel fortreißt, wo es den Helden erhebt und niederwirft, wo es das Bestehende umwälzt, neue Wendungen in der Entwicklung des Men-

schengeschlechts herbeiführt und einen frischen Morgen über dem Trümmerwerk unhaltbar gewordener zusammengebrochener Verhältnisse hereinklärt, — da geschehen die Bewegungen, durch welche dergleichen Catastrophen heranrücken, nothwendig auf tragische Weise, wir stehen auf dem Boden der Tragödie und machen an das, was uns geboten wird, alle Anforderungen, zu denen wir in dieser Stellung berechtigt sind; wir fordern vor allen Dingen die Nachweisung der Nothwendigkeit; unser Held soll seinem Verderben auf einem Wege entgegen eilen, aus welchem es keinen Ausweg mehr giebt, seine Schuld soll ihn zu Grunde richten, indem er sie abbüßt durch seinen Untergang, wird unser sittliches Verlangen befriedigt, und wir versöhnen uns mit ihm, wie mit seinem Geschick. — Solches Verlangen nun an den Helden eines durchaus politischen Drama's zu stellen, haben wir hier das vollgültigste Recht — die Benennung kann daran nichts ändern und beschränken. — Diese Forderung aber wird nicht befriedigt, und da sitzt nach meiner Meinung der Hauptfehler des Stücks. Auf dieser Verkehrtheit im Grunde des Baues stehen die übrigen Schiefheiten, sie entwickeln sich theils aus der ersteren, wie organisch daraus wachsende Krankheiten und Glieder-Verrenkungen, theils werfen sie sich von außen hinan, wie einem Körper, der an einem Siechthum leidet, sich leicht andere Infirmitäten anfrischen, und die Störung des innern Organismus in Hautauschlag und andern Entstellungen verkünden. — Um das hier Ange deutete zu erläutern, halten wir uns zunächst und mit kurzen Worten an dasjenige, was Wallenweber vor unsern Augen thut, und woran er zu Grunde geht. — Er besteht in Copenhagen als Vertreter der mächtigen Hansa auf ihren durch Kampf erworbenen, durch Staatsverträge und eignes Uebergewicht gesicherten Handels- und Schiffahrts-Vorrechten in der Ostsee, auf ihrer



ausschließlichen Befreiung vom Sundzoll — darin thut er als Bürgermeister von Lübeck seine Schuldigkeit. — Schwedens Widerstand, Dänemarks Zweijüngigkeit, des Kaisers Parteinahme für Holland zwingen ihn, den hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen — er zieht offenen Krieg einem falschen, seiner Vaterstadt und ihre Interessen untergrabenden Frieden vor. Das ist Eins. — Zweitens läßt er durch seinen Freund, den Feldhauptmann Marcus Meyer, Befehlshaber der Hanseatischen Truppen, einen schwedischen Thronprätendenten, Swante Sture, vom lauenburgischen Boden wegfangen und nach Lübeck bringen, um ein Instrument der Politik und des Kriegs gegen Gustav Wasa in Händen zu haben. Drittens gewinnt er den Grafen Christoph von Oldenburg zum Heerführer gegen die Dänen. Das alles geschieht allerdings mit Willkürlichkeit und wohl tadelnswerthen Uebergriffen über seine Bürgermeister-Competenz — aber in guten lobenswürdigen Absichten — im Sinne eines großen Staatsmannes, der selbst mit edler Gesinnung wohl eine Form verlegt, oder einen hastigen Schritt thut, um sein Ziel zu erreichen, das nicht zu scheitern ist. Dabei erscheint Wullenweber als ein freundlicher guter Mann, treuer Freund und Bruder — nichts Eisernes, Despotisches in ihm, kein trotziger Demagog, der alte Gebräuche, Recht, Staatswohlthat, alles über'n Haufen wirft, um seine ehrsüchtig verdammenwerthen Zwecke durchzusetzen. Im Leben soll oder mag er so gewesen sein, Guskow hat ihn nicht so gezeichnet, und wir haben es hier ja nur mit Guskow's Wullenweber zu schaffen. — Nun, der Krieg gegen Dänemark geht schlecht, dort kommt ein neuer König auf, Lübeck wird belagert, Wullenweber für jene Thaten abgesetzt. Er zieht fort, um dem Grafen von Oldenburg zu Hülfe Kriegsvolk zu werben, fällt unterwegs in die Hände des Herzogs von Braunschweig, der ihn hinrichten läßt. Das sind Abenteuer und Begebenheiten, aber es ist keine tragische Verwickelung, keine folgerechte Lösung darin; — wie wir den Wullenweber handeln und umkommen sehen, so verdirbt er eigentlich ganz zufällig. Das ist der schlimmste Vorwurf, den man einem dramatischen Werke dieser Art machen kann. Aber er muß ihm gemacht werden, und er ist schwerlich zu widerlegen. — Das ist nun der kranke Kern, um ihn herum sitzen eine Menge eben so kranker Hülsen und Schaalen. Wir haben es mit einer ganzen Masse uninteressanter, zum Theil ganz überflüssiger Personen zu thun. Die uninteressanten langweilen uns, die überflüssigen machen das Stück lahm. Viele davon sind nur skizzenhaft angelegt, ihre Halbgestalten, Halbcharaktere können uns nicht fesseln, nicht befriedigen. Markus Meyer erinnert stellenweise an die ritterliche Gestalt von Mar Piccolomini, dann ist er wieder ein derber Hufschmied (sein ursprüngliches Gewerbe) und zugleich ein empfindsamer Schäfer; er liebt Meta Wullenweber, liebt Siegbritt Ridderstolpe, läßt sich von Anna Rosenkranz lieben; diese will ihn zum König von Dänemark, nebenbei zu ihrem Gemahl machen. Er ist voll Ehrgeiz, aber nicht kühn genug, um nach einer

Krone seine Hand auszustrecken; er fühlt, daß seine niedere Geburt ihm stets im Wege sein werde. — Warum läßt Guskow ihn das fühlen? — Warum nicht den schwindelnden Pfad gehen, den ihm Anna Rosenkranz vorzeichnet? Warum nicht der Meta und seiner Hanfa untreu werden? Dann hätte er etwas begangen, woran er den Hals brechen muß, wofür er gestraft werden muß. — So wie die Sachen im Stück stehen, wird er hingerichtet, Wullenweber wird hingerichtet — beide fallen unschuldig, die Opfer roher Gewalt, fürstlicher Willkühr. Das können wir bedauern, aber nicht tragisch finden.

Anna Rosenkranz, die Königsmacherin, ist eine interessante aber doch verzeichnete Figur. Wie wird denn ein so intriguirendes Weib ihre politischen Ränke und Gespinne dem Gegner Tycho Krabbe so gerade und stumpf an den Kopf werfen? Hier ist dem Knall-Effekt, nämlich einem brillanten Abgang der Schauspielerin die Wahrheit der Situation aufgeopfert. Sämmtliche Personen, gute und böse, haben keine rechte Herzen im Leibe, kein Mark in den Knochen, es sind hohle, ungeschickt ausgestopfte Puppen. Die jämmerlichste Figur von allen ist der Prinz von Schweden, ein kraftloser Waschlappen, der zu keiner Mannsthat Energie hat, und im Stück ganz überflüssig ist. Wozu ist dieses knickbeinige, friedliebende, häusliche und sanftes Schloßleben schwärmende Prinzlein dahin gestellt? — Wozu um einen schroffen Gegensatz wider den derben Hufschmiedgesellen Marcus Meyer zu machen, was gar nicht nöthig wäre. — Am Ende muß der junge Herr noch mit in den Thurm von Sonderburg hinein, um . . . den draußen vor der Weste erscheinenden Mörder seines Vaters zu erschließen. — Ganz zuletzt, da wir ihn endlich los zu sein hoffen, wird er noch wieder hereingetragen, verwundet — und hält uns noch eine endlose, ganz unnöthige Rede, um mit einigem Anstand vor unsern Augen zu sterben. Tycho Krabbe soll einen Mephistopheles-Diplomaten vorstellen. Für ihn bekennt sich Guskow zu der guten alten Schule, wonach Reichsmarschälle und Staatsminister immer Hauptbösewichter sein müssen — denen gewissermaßen die Legende aus dem Munde geht: „seht mich recht an! was ich für ein Spießbube bin!“ — — Aber er hat es in seiner Weisheit auch nicht weit gebracht, und wird vom Grafen Christoph zu gebührender Abverbannung seiner Gaunereien ins Gefängniß geschickt. Graf Ridderstolpe, die Lübecker Rathsherren und Fräulein Siegbritt sind schwach hingetuschelte Figuren mit unsichern Umrissen. Nur der Syndikus Oldendorp ist einer von den Niedermännern, die zwar für ihre Freunde nichts rechtes thun, aber doch immer erzählen, was für schöne Gesinnungen sie haben. Meta Wullenweber, ein gutes, resolutes Bürgermädchen, wohl die beste Figur in der ganzen Gesellschaft. Nur daß sie kurz vor'm Wegführen ihres Bruders zum Tode in Ohnmacht fällt und kurz nachdem er hinaus ist, wieder aufwacht, um zu schreien — das ist ein abgenutzter Theatercoup. Vom Grafen Christoph läßt sich nur sagen, daß er den allgewöhnlichsten Hanfisch-Mann

eines tapfern Ritterschauspiels (mit Humpen und Müden-gebell) auf die Bühne bringt, und vom Rathsharbarier Schepeler, daß ihm unfägliche Gewalt angethan worden ist, um aus ihm eine komische Figur zu machen — aber ohne sonderlichen Erfolg. — Sollte dieses Urtheil zu hart klingen, so ist doch auch zu bedenken, daß die Wahrheit ihr Recht hat, daß sie dem Kunstwerk gegenüber ausgesprochen werden darf, ja muß. — Den Dichter scheint die Masse der Gestalten verführt zu haben, welche um den geschichtlichen Diktator Wullenweber gruppiert ist. Der Stoff ist vielleicht mehr episch als dramatisch, und es ist diesmal dem achtungswerthen Talente nicht geglückt, die vielfach gegliederten mannigfaltig farbenreichen Elemente in dem engen Rahmen eines dramatischen Gemäldes zu einem harmonisch wirkenden Ganzen zu vereinigen. Besonders gegen den Schluß hin verzetteln sich die Fäden, sie fallen dem Schaffer aus der Hand, und er wagt übertriebene, naturwidrige Sprünge, um ans Ende zu kommen. In der ersten Scene des letzten Aktes nehmen wir Abschied von Wullenweber, wie er aus Lübeck entflieht (wobei er sich übrigens unnatürlich viel Zeit läßt — um überflüssige Neben zu führen). In der unmittelbar darauf folgenden weiß Markus Meyer im Thurm von Sonderburg schon, daß sein Freund gefangen genommen ist (vergleichen wäre höchstens durch unsere heutigen elektromagnetischen Telegraphen zu bewirken), und von da treten wir ohne Weiteres in den Kerker zu Wolfenbüttel, wo dem Wullenweber sein Todesurtheil verkündet wird. Solches übertriebene Hasten und Jagen zerstört jede Illusion und hebt die Theilnahme des Zuschauers auf, indem vor seinen Augen die bisher gewaltsam zusammengeschämte Form in verbröckelten Stücken auseinanderfällt. — Sind vielleicht hier einige Mittelglieder und Zwischenhandlungen weggelassen, um die Aufführung abzukürzen? Wäre dies etwa der Fall gewesen, so dürfte ein solches Verfahren (wenn auch der Dichter damit nicht einverstanden sein mögte) doch seine Entschuldigung darin finden, daß selbst unter diesen etwaigen Beschränkungen das Stück beinahe vier Stunden zur Darstellung braucht, und jeder, der ihr beigewohnt, wird gefunden haben, daß es sehr lang war. — Ein gutes Schauspiel soll aber gegen den Schluß hin den Zuschauer nicht ermüden, sondern bis zum letzten Augenblicke in gesteigerter Spannung fesseln.

Es könnte, um die hier gemachten Ausstellungen zu rechtfertigen, noch auf manches Einzelne hingewiesen werden; so z. B. daß der Graf Christoph, welcher doch keine Nebenfigur sein soll, recht matt in die Handlung eingeführt wird, daß sein thätiger Antheil an den Begebenheiten gar nicht recht zur Anschauung kommt, daß ihm zum Schluß ein durchaus erzwungenes unwahrscheinliches Hereinbrechen in die letzte Kerker Scene zugemuthet ist. Was thut Graf Christoph im Stück? — Erstens erscheint er in Wullenwebers Hause und geht mit den Rathsherren zu Tische. Zweitens erscheint er in Copenhagen und führt Anna Rosenkranz an Tafel (wobei Marcus Meyer, der zur „fünften (?) Rang-

klasse“ gehörig, nicht mitgehen darf; sich auf eine Weise ungebärdig anstellt, die sehr ans Lächerliche streift). Dann liest der Graf Briefe und schickt Meyer nach Sonderburg. Drittens erscheint er im Kerker zu Wolfenbüttel, um den Wullenweber noch einmal zu sehen und ihm einen Brief von Meyer zu bringen. Wie war es für Gutzkow möglich, nicht zu fühlen, daß er hier den Grafen eine ganz unwürdige, eine, allen Werth dieser Gestalt vernichtende Rolle spielen läßt? — In die Reihe dieser Tadelworte gehört auch: daß der halb wahnsinnige Gesang des im Sonderburger Thurme tobenden Königs Christian den damit beabsichtigten Eindruck ganz verfehlt: und so noch viel dergleichen. — Aber es mag am Gesagten genügen, und wir wollen uns gern der Hoffnung zuwenden, daß es dem Dichter gelingen möge, durch einen nächsten Sieg die im Hansa-Krieg erlittene Niederlage wieder in Vergessenheit zu bringen. Dazu wäre vor allen Dingen nöthig, daß er sich in Hinsicht auf Zeitumfang und Personenzahl in ein handlicheres Maas einschränkte, und den Wahn aufgäbe, der ihn diesmal berückt zu haben scheint: „Die Masse kannst du nur durch Massen zwingen!“ Ein bedeutendes Stück Volksgeschichte und Staats-Umwandlungen in den Raum von fünf Akten drängen, ohne daß die Gestalten über einander ins Wirre steigen, ohne daß die Gruppen sich verwickeln und verdunkeln, das hat bisher nur der eine Gigant Shakespeare vermocht, an den noch kein anderer dramatischer Dichter heranreichte, und selbst ihm ist es nicht immer geglückt.

Des Jägermeisters Friedrich v. Gram

Bericht von seiner und seiner Gefährten gefährlichen Eis- und Wasserreise über den großen Welt, so sie wunderbarer Weise überstanden im *Januario* 1684.

(Fortsetzung.)

Noch selbigen Nachmittags fiel ich mit etlichen Andern zum zweiten Male ins Wasser, halfen uns aber gleich wieder heraus, und kamen dann noch gegen den Abend zu den Andern, so vor uns Zurückgebliebenen, schon längst vorher sich zu retten getrachtet und auf dem großen Stück Eis fortgelaufen waren, und vermeinten wir selbige Nacht auf diesem Eise zuzubringen. Einer aber von unserer Gesellschaft mit Namens Joachim, ein Zeugnecht, weil er vermeinte, daß vor uns Alles würde aus sein, nahm die resolution, sich von uns Andern abzusondern und auf seine Gefahr und Ebentheuer den Landgang zu hazardiren, womit er nach genommenem Abschied uns bald aus den Augen kam; da wir ihn denn vor gewiß verloren und seine entreprise vor sehr verwegen und impracticable hielten. Indessen weilten in der Nähe es unsicher werden wollte, länger auf diesem Stück Eis zu verbleiben, so wurde resolviret, uns zu vertheilen und ein festeres Stück zu suchen. Ehe ich aber berühre, wie wir solches ins Werk gerichtet, muß ich eine



Mittheilungen aus Oldenburg.

Ein vaterländisches Unterhaltungsblatt

über

alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Vierzehnter Jahrgang.

N^o 8.

Sonnabend, den 19. Februar.

1848.

Des Jägermeisters Friedrich v. Gram

Bericht von seiner und seiner Gefährten gefährlichen Eis- und Wasserreise über den großen Belt, so sie wunderbarer Weise überstanden im Januario 1684.

(S c h l u ß.)

Was mir bei dieser resolution am schmerzhaftesten und am betrübtesten fiel, war dieses, daß der stärkste Haufe beschloß, mich, einen Bürgermann und Bettelungen auf dem mühen Eise zurückzulassen, aus Ursachen, weil ich durch oftmaliges Einfallen ins Wasser, da ich vorher wegen strenger Arbeit voller Hitze und Schweiß gewesen, dergestalt verfröhen und steif geworden war, daß ich kaum mehr stehen konnte. Die beigedachten Andern hatten auch nicht viel Stärke mehr als ich, so daß uns die Andern nicht weiter fortschleppen wollten noch konnten.

Ehe aber die gefaßte resolution von ihnen bewerkstelliget wurde, bauten sie mir zu Gute aus Erbarmung auf beiden Seiten von kleinen Stücken Eis, so sie auf einander setzten, eine Art von einer Kiste oder Sarg, darinnen ich vor der Schärfe der Luft möchte etwas verwahrt liegen, legeten mir auch ein Stück Eis unter mein Haupt und waren darauf nach genommenem Abschied und gethanem Wunsch, daß sie, oder einige zum Wenigsten ans Land kommen und uns dann auch helfen möchten, im Begriff, sich von uns abzuschneiden. Im moment aber, da dieses von ihnen sollte bewerkstelliget werden, sungen sie alle untereinander hastig zu sprechen an: „Hier ist Feuer am Himmel über uns, das gleich einem Drachen das Ansehen hat!“ Welches ohne Zweifel ein Nordlicht gewesen, so im hiesigen Lande zur Winterzeit nichts Ungewöhnliches zu sein pfliget. Ich, der schon in

meinem Sarge lag, und von den Andern so gar verlassen wurde, mich bereits aller Dinge begeben hatte, war gar nicht curieus, mich nach diesem Gesichte umzusehen, daß ich also nicht das Geringste davon wahrgenommen, worauf sich denn die Andern sofort von uns absonderten und uns Dreie allein zurückließen. Meine zwei Cameraden, als der Kaufmann und der Bettelunge, krochen indessen ganz dicht an mich, und bestrehten wir uns durch unserm Athem uns einander so viel möglich zu erwärmen, und ist übrigens sich gar leichte vorzustellen, wie wir diese betrübte Nacht zugebracht, da wir uns von unserer vorigen Gesellschaft und aller menschlichen Hilfe verlassen und in Nacht und Gewalt der See, auf einem kleinen und mühen Stück Eis sahen, und alle Augenblicke uns des gänzlichen Untergangs versehen mußten, welches alles die Nacht und Einsamkeit noch gräßlicher machte, und hörten wir sonst nichts, als ein continüliches Schnatzen und Schreien der Entenbucker und anderer Wasservögel.

Wir geriethen zwar dann und wann aus übermäßiger Mattigkeit in einen Schlaf, dieses war aber viel mehr eine Fantaserey und Döferey, als daß wir sollten davon einige Erquickung empfangen haben, und auf der andern Seite wurden wir von übermäßigem Hunger und sonderlichen Durst ohn Aufhören geplaget, und ob wir wohl dann und wann ein Stückchen Eis, unsern Durst zu löschen, in den Mund nahmen, wurden wir doch nur wenig davon erquicket, und mußten es wegen häßlichen Geschmacks bald wieder aus dem Munde thun. In diesem Elend und erbärmlichen Zustande nun trieben wir die ganze Nacht auf unserer Eisscholle fort, und stießen endlich, durch den Strom getrieben, am dritten Tage unserer Abreise von Sproo, den 17. Jan., als am Mittwoch Morgen an ein Eiland, so nordwärts gelegen und zu Herrn Niels Krabbens Gute Huerigen gehörig, Namens Ramsoe, und kamen an das alda befind-

